

Die Veränderung der Psychoanalyse in Zürich 1968-1988 : das Psychoanalytische Seminar Zürich auf dem Weg in die Autonomie

Autor(en): **Modena, Emilio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **8 (1988)**

Heft 15

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Veränderung der Psychoanalyse in Zürich 1968 – 1988

Das Psychoanalytische Seminar Zürich auf dem Weg zur Autonomie

Standortbestimmung 1988

Manchmal hält der Träumende auf seiner Wanderschaft inne und lässt den Blick zurückschweifen; dann weiss der Analytiker, dass eine wichtige Etappe in dieser Analyse erreicht worden ist: Die endliche Analyse neigt sich ihrem Ende zu. Er weiss auch, dass es keine endgültige Lösung der Neurose gibt, dass nach der endlichen unweigerlich die unendliche Analyse (1) beginnt. Und doch hat sich die innere Welt des Analysanden verändert, geweitet. Er wird inskünftig weniger Energie zur Befriedigung unzeitgemässer, aus der Kindheit stammender Komplexe benötigen und mit grösserer Freiheit auf seine Umwelt einwirken können.

Mir scheint, dass es sich in der Geschichte der Massen ebenso verhält. Eine gelungene Revolution hat die gesellschaftlichen Machtverhältnisse verändert, jedoch nicht aufgehoben. Sie hat vor allem fast nichts an den innerseelischen Strukturen der Menschen geändert, die die alte Gesellschaft erzeugt hatte. An ihrem siegreichen Ende beginnt die Reproduktion der Herrschaft oder — die permanente Revolution. Ich verstehe unter permanenter Revolution einen kontinuierlichen Prozess der Veränderung im Alltag, der alles andere als linear verläuft. Rückschläge sind häufig, Ruhepausen — in denen akkumuliert wird — nötig. Die Gerade ist nicht die kürzeste Verbindung zweier Punkte, Umwege führen häufig schneller zu einem oft unerwarteten Ziel. Vor Fallgruben muss man sich hüten und darf plötzliche Tempobeschleunigungen nicht verpassen. Entscheidend für den Revolutionär im Alltag ist eine Haltung, die eine emotional stark besetzte zukunftsweisende Utopie (klassenlose Gesellschaft, Brüderlichkeit, freie Liebe) mit einer menschengerechten Ethik, die Schwächen bei sich selbst und anderen zulässt, und Ich-Stärke mit hoher Flexibilität verbindet (2).

Die politisch-ökonomische Revolution allein — so notwendig sie als Voraussetzung für weitere Demokratisierungsprozesse ist — bringt noch keine demokratisch-sozialistische Gesellschaft hervor. Entscheidend für das Ausmass der Freiheit ist erstens, wieviele Menschen an der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten in allen Lebensbereichen der unmittelbaren Produktion und Reproduktion beteiligt sind; zweitens, wie transparent und kontrollierbar der Staatsapparat für den Durchschnittsbürger bleibt. Für diesen spielt es eine geringe Rolle, ob er im Zeichen der Profitmaximierung ausgebeutet oder im Namen des sozialistischen Aufbaues nur mehr Opfer bringen

muss, weil der akkumulierte Mehrwert nicht in absehbarer Zeit wieder ihm und seinen Nachkommen als individueller oder kollektiver Konsum zugute kommt — ob es sich beim Mangel etwa um private Aneignung der Revenue durch eine dekadente Oberschicht oder um undurchsichtig gebliebene, gigantische Fehlplanungen einer bürokratischen Parteidiktatur handelt. Drittens kommt es auf den Grad der allgemein zugelassenen direkten und indirekten (sublimierten) Triebbefriedigungen an: Wie frei die Sexualität in all ihren Aspekten ausgelebt werden kann und wie offen der Zugang zu den kulturellen Medien gehalten ist; schliesslich wie ungehemmt und selbstbewusst der Einzelne sich in seiner Gesellschaft bewegen kann. Diese kulturellen Ziele sind nie ein für allemal erreicht; sie müssen stets wieder gegen konterrevolutionäre Bewegungen und in restaurativen Phasen verteidigt und: von jeder Generation neu erkämpft werden.

Von 1956 nach 1968

Wenn ich also innehalte und zurückblicke, ist das Jahr 1968 nur ein Gipfel in weiter Landschaft. Die damaligen Ereignisse bleiben unverstänlich, wenn der Blick nicht mindestens bis zur Wüstenei von 1956 weiter zurückreicht. Nach Stalins Tod war der Stalinismus in eine schwere Krise geraten. Chruschtschows Rede im Februar 1956 vor dem 20. Parteitag der KPdSU hatte die Risse im Sowjetsystem offengelegt und zentrifugalen Kräften Spielraum gegeben. Der geschwächte Koloss reagierte idiosynkratisch. Russische Panzer überrollten den ungarischen Aufstand und lösten bei uns im Westen eine gewaltige antikommunistische Lawine aus. Auch in der Schweiz erhielten wir einen Eindruck dessen, was der McCarthyismus während den 50er Jahren in den USA gewesen war: totale politische und kulturelle Erstarrung. In Zürich wurde eine Pogromstimmung gegen die Familie des als „Chefideologen“ denunzierten Konrad Farner entfacht. Plünderung der Parteibuchhandlung der PdA und Verprügelung von Genossen, die von einem kommunistischen Jugendfestival in Moskau zurückkehrten, erzeugten ein Klima von Angst. Unter dem Druck der Desillusionierung an der Sowjetunion einerseits und der hetzerischen Angriffe unter Führung der NZZ andererseits kippten viele Kommunisten reihenweise um und traten aus der Partei aus. Fortan wurde gekuscht. Schon der Besuch der Pekingoper kam einer Mutprobe gleich, man musste zum Opernhauseingang durch ein Spalier von aufgebrachtten Bürgern moralisch spiessrutenlaufen. Die Universität wurde von der Bewegung „Vergesst Ungarn nie“ beherrscht. Noch 1961/62 erlebte ich dort, wie einfachste syndikalistische Reformversuche mit antikommunistischen Schlagworten niedergeschmettert wurden. Ich selber wurde nach zwei Semestern Zugehörigkeit beim Grossen Studentenrat nach einer kleinen Hexenjagd wieder abgewählt: meine linke Einstellung war ruchbar geworden.

Ich hatte mich 1956 aus Protest gegen die faschistoiden Umtriebe der kommunistischen, von der Partei aber autonom organisierten „Freien Jugend“ angeschlossen, war aber 1961 wieder ausgetreten, da ich in der PdA und deren Jungen Sektion, in die die meisten meiner damaligen Genossen geschlossen eingetreten waren, kein Veränderungspotential mehr zu erblicken vermochte. Nach dem Rausschmiss aus dem Grossen Studentenrat war ich vor allem am Aufbau einer linken Studentengruppe interessiert. Die „Fortschrittliche Studentenschaft“ (FSZ) war allerdings alles andere als eine homogene Kaderschmiede, vielmehr ein Sammelsurium linker Kräfte, die gemeinsam gegen die Unterdrückung des Denkens, für Informations- und Meinungsfreiheit an den Hochschulen sowie gegen die politische Eiszeit in der Stadt ankämpften. Wir organisierten 1963 den ersten Fackelzug auf den Lindenhof,

in dem Transparente mit syndikalistischen Forderungen mitgetragen und eine kritische Brandrede gehalten wurde; führten im Stile der amerikanischen Studentenbewegung „Teach-ins“ über Palästina und Vortragszyklen über die Dritte Welt durch, protestierten gegen die Ausweisung eines schwedischen Maoisten aus der Schweiz und organisierten Kampagnen zur Unterstützung antifrankistischer spanischer und oppositioneller iranischer Studenten. Bei alledem blieb die FSZ-Gruppe selbst klein, auch wenn sie zuweilen, wie 1965 beim ersten Vietnam-Teach-in im Audi Max der ETH, einen spektakulären Besuch von über 1'000 Teilnehmern verzeichnen konnte. Unter dem Einfluss der internationalen Ereignisse (vor allem Anti-Vietnamkrieg- und Studentenbewegung in der BRD, Frankreich und Italien, sowie der chinesischen Kulturrevolution) begannen wir in der zweiten Hälfte der 60er Jahre zunehmend wieder Aktionen ausserhalb der Hochschulen zu planen; ich traf dabei wieder mit den Genossen von der Jungen Sektion PdA zusammen (die 1969 die Partei verlassen werden). Die Zeiten hatten sich geändert: Als wir — buchstäblich eine Handvoll Leute — 1967 auf dem Hirschenplatz eine Protestkundgebung gegen die Korruption in der Zürcher Stadtpolizei durchführten, schwappte der Volkszorn spontan über, sodass wir erschrockene Aufwiegler fortan alle Hände voll damit zu tun hatten, Sachbeschädigungen zu verhüten. Die FSZ-Gruppe teilte sich jetzt: Während die einen die Hochschulpolitik im engeren Sinn fortsetzten, arbeiteten die andern mehr und mehr mit der erwähnten Jungen Sektion und der Zürcher Jugendhausbewegung zusammen. Diese Forderung nach einem selbstverwalteten Jugendhaus — dem AJZ — vereinigte ein altes Anliegen der Zürcher Jugend mit den neuen Parolen der Studentenbewegung — und erwies sich als massenwirksam. Ein Bündnis von Jugendbewegten, das vom Lehrling und Jungarbeiter bis zum Rockerchef Tino reichte, Künstler und Schriftsteller, progressive Mittelschüler und Studenten miteinschloss, besetzte 1968 friedlich das damalige Globusprovisorium an der Bahnhofbrücke. In der Euphorie der gelungenen Besetzung stellte die Vollversammlung dem Stadtrat ein Ultimatum: Ein provisorisches AJZ sollte innert zwei Wochen gefunden werden (denn es gab eine Reihe geeigneter Möglichkeiten). Nun holte der Stadtrat seinerseits zum Gegenschlag aus. Die Polizei verschanzte sich im Globuskeller und erhielt die Anweisung, bei der ersten Gelegenheit massiv durchzugreifen. Als es dem AJZ-Komitee, welches von der polizeilichen Konfrontationstaktik Wind bekommen hatte, aber dennoch gelungen war, nach einer Grossdemonstration die Masse der Demonstranten vom Globus abzuziehen, provozierten die Polizeibeamten mit Wasser-Einsätzen — es begannen die Strassenschlachten, die drei Nächte lang andauerten, die „Krawalle“ vom 29.6. - 1.7.1968. Das empörte Bürgertum reagierte faschistoid: Mit Verhaftungen, Entlassungen, Ausweisungen, Demonstrationsverbot. Flugblattverteiler wurden rechtswidrig eingeschüchert, die AJZ-Zeitung — die die Fehlinformationen der Medien richtigstellen sollte — konnte wochenlang nicht erscheinen, ja, es konnte nicht einmal eine Vollversammlung abgehalten werden, weil kein geeigneter Saal in der ganzen Stadt zu haben war. Erst nachdem das inzwischen gegründete „Zürcher Manifest“, in welchem sich mehrere prominente Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle zur Unterstützung der Bewegung vereinigt hatten, eine Kautions von mehreren tausend Franken hinterlegt hatte, bequeme sich das Volkshaus dazu, uns „Randalierern“ den grossen Saal zur Verfügung zu stellen. Wir hielten eine grandiose Versammlung ab.

Dann aber ebte die antiautoritäre Bewegung ab. Die Spaltung in Spontaneisten und Marxisten-Leninisten zeichnete sich ab. Die Frauen begannen, sich autonom zu organisieren (FBB). Eine Zeitlang konnte die Dachorganisation der „Fortschrittlichen Arbeiter, Schüler und Studenten“ (FASS) noch die verschiedenen Aktivitäten koordinieren, kurz darauf spaltete sich die Bewegung vollends. Für mich begann das Abenteuer des Parteaufbaus in der Revolutionären Aufbauorganisation (RAZ). Gleichzeitig ging ich nach bestandem Staatsexamen an das Psychoanalytische Se-

minar Zürich (PSZ) und begann meine „Lehranalyse“.

Nach der langen Durststrecke und dem kurzen Gipfelrausch purzelten nun Wasserfälle, flossen vielerlei Bäche, die sich mit der Zeit zu wenigen Flüssen vereinigten, durch eine breite grüne Hügellandschaft: die Autonomen und der bewaffnete Kampf; die Parteaufbauorganisationen oder K-Gruppen; die Selbstverwalter; die Kommunen- und die Frauenbefreiungsbewegung — die westeuropäische 68er Kulturrevolution hatte die Neue Linke hervorgebracht, die sich fortan in einem spannungsreichen Verhältnis den Überresten der alten Arbeiterbewegung beigesellte.

Politik und Psychoanalyse

Auf Grund der besonderen sozialen Lage des Studenten, der sich in einem relativen Freiraum zwischen Schule und Arbeitswelt bewegt und sich im wesentlichen mit der Aneignung von Wissen beschäftigt, vereinigte die Studentenbewegung die Charakteristiken von Jugend- und von Kulturbewegungen auf sich. Das war (abgesehen von der meist bürgerlich-kleinbürgerlichen Klassenzugehörigkeit) die Voraussetzung, Probleme und Fragen der Subjektivität zu thematisieren. Die Erkenntnis, dass das Persönliche politisch ist, führte zum Zweifrontenkrieg: einmal nach aussen, gegen die repressiven Institutionen; zum anderen nach innen, gegen die verinnerlichten, repressiven Strukturen. Sexuelle Befreiung und Antiautoritarismus waren demnach die zwei Seiten derselben Medaille, ergänzt noch durch die jugendliche Radikalität des „vogliamo tutto“ und der Ernsthaftigkeit der Studiosi. Diese explosive Mischung von individueller und kollektiver Befreiungssehnsucht hatte es allerdings schon einmal gegeben: in der Sex-Pol-Bewegung des Psychoanalytikers und Kommunisten Wilhelm Reich (3). Seine Wiederentdeckung durch die deutsche Studentenbewegung stellte die Weiche zur Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse und der kritischen Theorie. Es war auch die grosse Zeit Herbert Marcuses und der Neuen Frankfurter Schule. Besonders in der Zeit nach 68, als die Bewegung immer mehr Niederlagen in der Konfrontation mit dem Staatsapparat zu verkraften hatte, wandten sich viele frustriert und enttäuscht der Psychoanalyse als Therapie zu: Das Hauptinteresse der politisierten Studenten galt dabei der Weiterentwicklung des Marxismus durch eine kritische Theorie des Subjektes, von der man sich Aufklärung über den ominösen „subjektiven Faktor“ versprach, an welchem die radikale Politisierung der Arbeiter und Studenten zu scheitern schien, nach 1968 — wie vor 1933 in der Weimarer Republik.

Für mich als Arzt und Kommunisten hatte die Psychoanalyse gleich mehrfache Bedeutung. Einmal als Theoriebestandteil zur konkreten Analyse konkreter Situationen. In der politischen Auseinandersetzung (wo es auf der Grundlage latenter gesellschaftlicher Strukturen und sozialer Disponibilitäten immer um individuelle Motivationen und Ängste im Umgang mit Libido, Agression, Narzissmus geht); zum anderen als Handwerk der therapeutischen Praxis (wo es auf der Grundlage biologischer Gesetzmässigkeiten und allgemeiner sozialer Anforderungen um die Auseinandersetzung mit individuellen neurotischen und psychosomatischen Krankheitsdispositionen geht). Und schliesslich lernte ich am eigenen Leib — in der persönlichen

Analyse — die Schwierigkeiten kennen, die beim Versuch der Veränderung des Menschen auftreten; die Widerständigkeit des Subjektes, der enorme Zeit- und Energiebedarf, den auch geringste Entwicklungsschritte benötigen; die Macht der unbewussten Komplexe. Ich lernte die potentielle Kreativität des Unbewussten und die prinzipielle Veränderbarkeit des psychischen Apparates in gewissen, von der Konstitution und der Kultur gesetzten, Grenzen besser verstehen.

Die Macht in der psychoanalytischen Institution

Unverständlich erschien mir allerdings die andächtige Atmosphäre und das kleinlaute Wohlverhalten der meisten Studierenden am PSZ an der schönen Kirchgasse, das ich erstmals im Winter 1968/1969 besuchte. Es waren einige ältere Kollegen, die mich zuerst in den „Geheimnissen“ der psychoanalytischen Institution unterwiesen. Ich begriff langsam, dass sich die ursprünglich vom viktorianischen Bürgertum wegen ihrer damaligen systemkritischen Radikalität verfemte psychoanalytische Wissenschaft im Verlaufe einer wechselvollen Geschichte zum braven Bürgermädchen durchgemausert hatte. Generationen von bürgerlichen Psychoanalytikern hatten ihren ebenso bürgerlichen Klienten immer sorgfältiger die neurotischen Flausen weganalytisiert und sie an die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse adaptiert. Das Freudsche Denken war im Prokrustes-Bett der Therapeutik von seinen sozialrevolutionären Elementen (Gesellschaftskritik, Laienanalyse, Triebtheorie) „befreit“ worden, das emanzipatorische Potential war so zur Pose im Salon erstarrt, wo sich chic in der Wissenschaftssprache der Psychoanalyse über Sexualibus parlieren liess. Das besondere Klima der Anhimmeligung von Koryphäen, welche an Religiosität grenzte, war allerdings ein Nebenprodukt der persönlichen Analysen (4).

Die durch Übertragungsprozesse gegebene Infantilisierung wird zusätzlich durch die realen Verhältnisse der psychoanalytischen Institution gefördert: Die Gruppe der Lehranalytiker ist meistens auch mit dem Dozentenkorps identisch und überwacht zudem das berufliche Curriculum der Kandidaten. Schliesslich bestehen für die Beförderung vom einfachen Kandidaten zum Kandidaten mit Kontrollfällen (zur Ausübung der Psychoanalyse unter Supervision berechtigt), zum ausserordentlichen und daraufhin zum ordentlichen Mitglied der psychoanalytischen Standesorganisation keine klaren Richtlinien. Es wird in Abwesenheit des Kandidaten unter den Lehranalytikern nach dem Mehrheitsprinzip entschieden, mit anderen Worten: willkürlich.

Das 1958 gegründete Psychoanalytische Seminar Zürich gehörte im privatrechtlichen Sinne der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGP), die es als Ausbildungsstätte für Freudsche Psychoanalyse führte und die im Namen der Reinheit der Lehre eifersüchtig ihren Einfluss (Patient/Schülerschaft) verteidigte. Da in der Schweiz als internationale Besonderheit allerdings keine formelle Vorauswahl des Kandidaten erfolgte (man musste sich aber doch als Interessent für das Studium der Psychoanalyse bei

verschiedenen ordentlichen Mitgliedern vorstellen und beraten lassen), und die persönliche Analyse erst im Zeitpunkt der Aufnahme als ausserordentliches Mitglied in die „Gesellschaft“ als „Lehranalyse“ anerkannt wurde, da ferner der Seminarbesuch freiwillig war, hatte das Seminar 1968/1969 noch keine wesentliche Bedeutung in der psychoanalytischen Institution. Die ganze Macht — die reale sowie die aus den Übertragungen resultierende imaginäre — lag bei der SGP und deren Unterrichtsausschuss.

Immerhin war die SGP im Unterschied zur Universität eine private Gesellschaft; die Berufsausübung unterstand keinen gesetzlichen Einschränkungen, und es gab unter den ordentlichen Mitgliedern eine ganze Reihe gesellschaftskritischer, ja sogar einige marxistisch orientierte Leute. Meinen Lehranalytiker Paul Parin, der zusammen mit seiner Frau Goldy Parin-Matthèy und Fritz Morgenthaler wichtige ethno-analytische Forschungen in Schwarzafrika betrieben hatte, kannte ich von der FSZ her, wo er einmal einen Vortrag gehalten hatte. Ausserdem hatte er sich im „Zürcher Manifest“ engagiert. Später lernte ich auch Arno von Blarer, Emil Grütter und Maria Pfister als fortschrittliche Lehranalytiker kennen.

Der lange Marsch zur Autonomie

Im Winter 1968/69 bereiteten sich meine Freunde Berthold Rothschild und Piero Galli und eine um sie herum locker gruppierte Reihe älterer Kandidaten (Judith Valk, Pedro Grosz, Irene Brogle, Ilka von Zeppelin) in bester 68er Manier auf eine historische Herausforderung der psychoanalytischen Institution vor. Es ging darum, am internationalen psychoanalytischen Kongress in Rom 1969 eine Gegenveranstaltung zu organisieren. Die von ihnen formulierten Schwerpunkte der Kritik waren:

- Die Verklammerung von institutioneller Politik und persönlicher Analyse, die zur Infantilisierung der Ausbildungskandidaten führt.
- Die einseitige Standespolitik, worunter die wissenschaftlichen und soziokulturellen Zielsetzungen der Psychoanalyse leiden.
- Die auf Grund der Hierarchie entstehende charismatische Machtausübung von einzelnen und in sich geschlossenen Gruppen, die eine selbstkritische und gesellschaftsbezogene Arbeit verunmöglicht.

Die erstmalige Infragestellung der institutionalisierten Psychoanalyse verzeichnete rasch einen grossen Erfolg auf allen Ebenen. Dutzende von Analytikern und Analytikerinnen aus westeuropäischen Ländern traten der kritischen Gruppierung spontan bei; sie nannte sich fortan „Plattform“ und war international zusammengesetzt, darunter befand sich auch eine Gruppe argentinischer Psychoanalytiker, mit denen eine langjährige Zusammenarbeit begann (unter ihnen Armando Bauleo und Marie Langer). Die Internationale Psychoanalytische Vereinigung (IPV) reagierte mit der klassischen Taktik der „repressiven Toleranz“ (Marcuse), indem neu Kandidatenvereinigungen gegründet wurden. In Zürich kam es zur administrativen Übergabe des Seminars an die Studenten. Fritz Morgenthaler, damaliger Leiter

des Unterrichtsausschusses der SGP, spezifiziert im Januar 1970 in einem „Memorandum über Ziel, Sinn und Organisation des Seminars Zürich“ allerdings klar die Spielregeln:

„Ein ordentliches Mitglied wird auch zukünftig der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse gegenüber die Verantwortung für das Seminar Zürich tragen, *sofern es möglich ist, das Seminar so zu führen, dass es den Interessen der Gesellschaft nicht zuwider läuft*. Diese Interessen sind *ausschliesslich* auf die Förderung des Gedankengutes der Psychoanalyse Freuds ausgerichtet. Es käme nur dann zu einer Interessenkollision, wenn die neue Seminarleitung, das heisst die gewählten Studenten, *andere Ziele* als die erwähnten verfolgen wollte (Hervorhebungen E.M.).“

Die Kurse am Seminar, so hiess es weiter, durften nur von „Psychoanalytikern“, das heisst von SGP-Mitgliedern, gehalten und fachfremde Dozenten nur im Rahmen solcher Veranstaltungen beigezogen werden. Damit waren die Positionen klar abgesteckt; auf der einen Seite das liberale Establishment, auf der anderen die 68er Wissenschaftskritik, die nunmehr keine Aufspaltung von Theorie und Praxis zulies (5).

Selbstverständlich schloss ich mich der Plattformgruppe an, die für mich die Fortsetzung der Basisgruppenbewegung an der Universität verkörperte. Die Ziele waren dieselben: Demokratisierung des Unterrichtsbetriebes, Verbindung des Studiums mit gesellschaftlichem Engagement und internationaler Solidarität. Während die älteren Kollegen das notwendige spezifische psychoanalytische Wissen hatten — aber auch schon unterschiedlich in der psychoanalytischen Institution integriert waren, brachte ich eine lange politische Erfahrung und die institutionelle Unbekümmertheit meiner Generation mit in die Gruppe ein. Nur einer von uns, Piero Galli, vereinigte beides, Fachwissen und politische Erfahrung in seiner Person, was ihn zum Leader machte. Sein Verdienst war es, diese Stellung konsequent antiautoritär für den Aufbau einer kollektiven Leitung eingesetzt zu haben. In dieser Zusammensetzung gewannen wir im Seminar schnell an Terrain und Prestige. Schritt um Schritt wurde in den administrativen und wissenschaftlichen Teilbereichen eine aktionsfähige Seminarleitung durchgesetzt, in welcher die SGP schliesslich nur noch eine von fünf Stimmen besass, was die formale Voraussetzung für die Selbstverwaltung bedeutete. 1973/1974 hatte die Plattform dann die Mehrheit in der Seminarleitung des auf gegen hundert Mitglieder gewachsenen Seminars erobert. Das Vertrauen der meisten Analytiker in Ausbildung verdienten wir uns durch korrekte Geschäftsführung und anspruchsvolle Wissenschaftspolitik. (So luden wir zum Beispiel auf dem Höhepunkt der Narzissmus-Debatte erstmals den Narzissmus-„Papst“ aus San Francisco, Heinz Kohut, und kurz danach seinen Widersacher Otto F. Kernberg aus New York nach Zürich ein). Zugleich sorgten wir konfrontativ gegenüber den konservativen Kräften für die Politisierung des Seminars (Lunin-Affäre, Interlakener Lehrstück [6]), was uns prompt — nach bewährtem Muster — als „Verpolitisierung“ entgegengehalten wurde.

Bei alledem kam uns der stillschweigende Schutz sehr zustatten, den uns die linken Lehranalytiker auf der Ebene der SGP angedeihen liessen. Ohne sie wären wir vermutlich allzu schnell als „unanalysierbare Agierer“ (wie das

passende Etikett in der psychoanalytischen Zunft lautet) exkommuniziert worden. Diese Unterstützung war freilich ihrerseits an die Vorstellung gebunden, dass wir früher oder später in die SGP eintreten würden. In der Tat waren wir trotz aller Erfolge auf Seminarebene nicht aus der Logik der „repressiven Toleranz“ herausgekommen, denn das Seminar hatte ja nur fakultativen Ausbildungscharakter; man konnte da höchstens zum „Kandidat mit Kontrollfällen“ aufsteigen, die Weihe zum Analytiker lag nach wie vor im Privatbesitz der SGP. Wer ein anerkannter Freudscher Analytiker werden wollte, musste sich unter dieses Joch krümmen, sich in einem Vortrag vor der erlauchten Gesellschaft darüber ausweisen, dass sein Verständnis von Psychoanalyse mindestens mehrheitsfähig war. Dementsprechend konnte man sich als institutionskritisch engagierter Analytiker in Ausbildung nur behaupten, wenn man den Eintritt in die SGP verweigerte. Die Frage war nun, was die Kosten eines solchen Schrittes sein würden, und wir stellten bald fest, dass er fast völlig gratis zu haben war: Wer seine Ausbildung absolviert hatte, war für seine Berufspraxis nicht mehr auf die SGP angewiesen — unter der Bedingung allerdings, dass wir *alle* nicht eintraten, denn einzelne hätten ja immer noch isoliert werden können. Nachdem der Titel „Psychoanalytiker“ weder staatlich geschützt war, noch die Psychoanalyse als therapeutisches Verfahren von der Krankenversicherung honoriert wurde, war der Anspruch der SGP auf den Titel ein Bluff. Die wirkliche Macht der Institution bestand also einzig und allein in der Tradierung des psychoanalytischen Wissens in Theorie und vor allem in Praxis. Ersteres erwarb man sich autodidaktisch und am Seminar, letzteres in der persönlichen Analyse, die immer schon eine „Lehranalyse“ ist, und den Supervisionen. Alles andere gehörte ins Reich des Imaginären, war zugeschriebene Macht ohne reale Grundlage. Paradoxe Weise erschienen den Seminarteilnehmern aber die Verhältnisse umgekehrt, gewissermassen auf den Kopf gestellt. Die spezifische psychoanalytische Ideologie hatte über viele Generationen den autoritären Glauben aufrecht erhalten können, dass eine rechtmässige und geregelte Berufsausübung nur im Kreis der Väter möglich sei. Ausserhalb der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung fing die Wildnis an, wo die „wilden“ Analytiker ihre Teufelsriten abhielten. Wir mussten also ein Tabu brechen. Und da — beim Ankämpfen gegen den subjektiven Faktor der Analytiker — wurde es schwierig.

In der Plattform hatte es mittlerweile einige Untergruppen: die Älteren und die Jüngeren, jene, die sich mehr als Marxisten und jene, die sich mehr als Psychoanalytiker verstanden. Als Piero Galli nach Abschluss seiner Analyse wieder nach Italien übersiedelte (1974/75), verschärften sich die Widersprüche entlang dieser Bruchlinien; Rivalitäten und die politischen Differenzen begannen zu dominieren. Unter dem Einfluss der linken Lehranalytiker kam es im Kreis der älteren Plattformmitglieder zu einem Umschwung in der Frage des Eintritts in die SGP; ich selber wurde schwankend. Wäre der Entzismus vielleicht nicht doch im Rahmen der Psychoanalyse der richtigere Weg? Enzo Codignola aus Genua, der einen erheblichen theoretischen Einfluss auf die Plattform in Zürich hatte (vgl. Das Wahre und das Falsche. Lo-

gische Struktur der psychoanalytischen Deutung. 1986), überzeugte mich vom Gegenteil. Der Eintritt einiger Plattformmitglieder hätte die Plattform gespalten und der Orthodoxie wieder zur Macht verholfen. Mit Ursula Hauser bildete ich eine neue Gruppe, in der sich vorwiegend jüngere, marxistisch orientierte Analytiker in Ausbildung zusammenfanden, mit dem Ziel, ein Gegengewicht zur Gruppe der älteren Plattformmitglieder aufzubauen. In einem Thesenpapier zur Einführung in unsere Study Group „Möglichkeiten psychoanalytischer Forschung aus marxistischer Sicht“ versprachen wir, den ideologischen Kampf auf das Gebiet der Lehrinhalte am Seminar auszudehnen und mit der politischen Praxis ausserhalb zu verknüpfen. Diese Herausforderung rief nun den Ordinarius für klinische Psychologie der Universität auf den Plan, der — selber prominenter Lehranalytiker in der SGP — die Gelegenheit nutzen wollte, um die Marxisten-Leninisten am Seminar zu isolieren. Wie erwartet wurde unsere Study Group als „unwissenschaftlich“ und „undemokratisch“ denunziert, doch Prof. U. Mosers Rechnung ging nicht auf; unsere Position am Seminar war stark genug, so dass er sich weder auf der Ebene der Seminarleitung noch auf jener der Teilnehmersammlung behaupten konnte. Zwar waren die meisten Teilnehmer inhaltlich mit unserer Politik nicht einverstanden, sie verhielten sich mit uns aber insoweit solidarisch, als dass sie eine Verurteilung unserer Arbeit ablehnten. Die Study Group konnte weitergeführt werden; nachdem ich den Vorsitz der neugebildeten Strukturkommission übernommen hatte, trat nun eine ganze Reihe konservativer Dozenten in einen Vorlesungsboykott, der aber wenig wirksam war, da es noch genug progressive gab, die weiterlehrten. Damit hat das PSZ seine Autonomie, die faktische Unabhängigkeit von der SGP, unter Beweis gestellt: Die Rechten im Seminar, nicht etwa finstere Reaktionäre, sondern lauter liberale Damen und Herren reagierten jetzt teils mit Austritten aus dem PSZ, teils mit administrativen Schritten auf SGP-Ebene. Alice Miller stellte 1976 den Antrag, dem Seminar sei die offizielle Anerkennung als Ausbildungsstätte für Freudsche Psychoanalyse zu entziehen (dies auf Grund einer ausführlichen Dokumentation von Dr. Alex Moser) und die NZZ sah das PSZ „in den Händen von Marxisten“, es zeige sich ein „treffendes Bild marxistischer Machtübernahme“. (4.6.1976). Jetzt waren die linken Lehranalytiker gezwungen, Farbe zu bekennen. Sie kämpften bis zuletzt gegen den Aberkennungsantrag, konnten sich aber nicht durchsetzen, da auf gesamtschweizerischer Ebene die Mehrheitsverhältnisse in der SGP klar konservativ waren. Das Seminar seinerseits war aber in der Frage seiner Selbstverwaltung nicht zu Konzessionen bereit. Als der Unterrichtsausschuss der SGP 1977 den Rücktritt der Seminarleitung forderte, wurde das Ansinnen mit überwältigender Mehrheit zurückgewiesen: das Tabu war erfolgreich gebrochen, kein Linker wollte jetzt noch in die „Gesellschaft“ eintreten.

Die befreite Institution oder die Schwierigkeiten mit dem aufrechten Gang

Als im Herbst 1987 das PSZ „10 Jahre Dissidenz“ feierte, verriet diese Wort-

wahl zur Bezeichnung des Diskussionsthemas noch zehn Jahre nach der Trennung von der SGP eine eigentümliche Sehnsucht nach Orthodoxie, was sich auch im Tagungsablauf zeigte (7). Über den liberalen Charme der „Dis-sidenz“ hinaus geht es nach wie vor um Autonomie. Wo es kein institutionalisiertes Wissen mehr gibt, sind die Gedanken zwar frei, der Preis für die Autonomie ist jedoch die permanente Verunsicherung. Ich muss selbsttätig gegen meine Zweifel ankämpfen, Wissen suchen, Wissende befragen, mich mit anderen Unwissenden vergleichen. Und glaube ich endlich, mir Wissen angeeignet zu haben, gilt es nichts, weil das andere Wissen ebensoviel gilt wie meines. Sogar der Wissensvorsprung vor der nächstfolgenden Generation bleibt nur kurze Zeit erhalten und begründet keine Vorrechte. Eifersüchtig wacht die Geschwisterschar darüber, dass niemand sich zuviel herausnimmt. Beim Träumen von der „Brüdergemeinde“ hatten wir uns nur die libidinösen Aspekte vorgestellt, den Widerspruch des Eros, die Aggression, aber schlicht vergessen. Es gibt natürlich nirgends soviel Neid und Hass wie unter Geschwistern. Und wo die väterliche Autorität als ausgleichendes Regulativ wegfällt, ist die Aggression freigesetzt. Das allgemeine Rivalisieren verstärkt die Verunsicherung. Es gibt meiner Meinung nach nur zwei Möglichkeiten, damit umzugehen: Entweder man reproduziert wieder eine sicherheitsgarantierende Hierarchie, oder man geht Bündnisse ein, bildet Assoziationen freier Individuen und gibt sich freiwillig verbindliche Gesetze. Am PSZ herrscht heute allerdings zwischen diesen beiden Tendenzen eine ganz spezielle Pattsituation vor: Das Bewusstsein von der jederzeit möglichen Wiederkehr der alten Herrschaftsstruktur, die in unserer kapitalistisch-patriachal sozialisierten Psyche latent angelegt ist, lähmt jede allgemeinverbindliche Initiative. Es war in zehn Jahren nicht möglich gewesen, formal einen Verein zu gründen (wir sind rechtlich gesehen eine „einfache Gesellschaft“ und besitzen nicht einmal einen seminareigenen Telefonanschluss, da wir damit den Vorschriften der PTT nicht zu genügen vermögen). Geborgenheit wird infolgedessen nicht mehr im Kollektiv gesucht, sondern in der Privatinitiative und im Freundeskreis, was durch die ökonomisch sorglosen Verhältnisse von intellektuellen Kleingewerbetreibenden in der Schweiz freilich erleichtert wird. Der zum Stillstand gekommene revolutionäre Prozess produziert Nostalgien, und zwar im Kleinen der Selbstverwaltung sowie im Grossen der Gesellschaft.

Doch es gab an der Tagung noch andere Töne (8). Der in den Sandstürmen der konservativen Wende der 80er Jahre schwieriger gewordene „aufrechte Gang“ wird also am PSZ nicht aufgegeben werden. Das gesamtgesellschaftlich gesehen winzige befreite Territorium an der Quellenstrasse kann weiterwirken — zusammen mit allen anderen linken Inseln, die seit 1968 entstanden sind, insgesamt ein breites Netz des Widerstandes.

Psychoanalyse und Politik

Die Veränderung der psychoanalytischen Institution verändert langfristig die Psychoanalyse, weil in einer demokratischen Ausbildungspraxis Analyti-

kerpersönlichkeiten hervorgebracht werden, die nicht mehr an die Orthodoxie gebunden sind. Die Freisetzung des Denkens erleichtert es jedem einzelnen Analytiker in Ausbildung, den ihm ganz persönlich entsprechenden Arbeitsstil zu finden. Die Öffnung der Institution verschafft aber auch inhaltlich dem gesellschafts- und ideologiekritischen Gedankengut der Linken Zutritt zur Lehre, das sich freilich in der Auseinandersetzung mit anderen ideologischen Standpunkten behaupten und bereichern muss. Die Verbindung von Desinstitutionalisierung, Gesellschafts- und Ideologiekritik sowie linker Tradition hat mit der Zeit eine Veränderung der politischen Haltung des Seminars insgesamt bewirkt. Die immer selbstverständlicher werdende Teilnahme der Analytiker am politischen Geschehen inner- und ausserhalb ihrer Institution schafft sekundär auch für die Patienten gegenüber der früheren Situation neue Identifikationsmuster: Mann wie Frau identifizieren sich tendentiell weniger mit konservativ-bürgerlichen Werten und angepasstem Verhalten und mehr mit progressiven Ideen und kämpferischen Haltungen. Es scheint mir klar, dass diese Veränderung der Psychoanalyse — bei über 700 Seminarteilnehmern und -teilnehmerinnen — auf die Gesamtlinke in der Stadt zurückwirkt und sie stärkt.

Die *kritische Psychoanalyse* — wie ich sie im Gegensatz zu ihrer konservativen Spielart nenne, welche in Zürich weiterhin am Freud-, Jung- und Daseinsanalytischen Institut tradiert wird — besitzt aber auch Potenzen, die über die diffuse Gesamtstärkung der Linken hinausgehen. Die Berücksichtigung tiefenpsychologischer Erkenntnisse, wie die Bedeutung der Triebfaktoren oder narzisstischen Bedürfnisse und Einstellungen sowie der Einbezug von Gruppendynamik, Institutionsanalyse und Massenpsychologie könnten mit der Zeit zu einer Optimierung linker Politik führen (9). Dazu müssten allerdings in der linken Bewegung selektiv Widerstände abgebaut werden. So berechtigt mir angesichts des kontinuierlich weiter expandierenden Psychobooms das Misstrauen gegen eine immer klarer vom ideologischen Staatsapparat beherrschte Psychologie erscheint, so unvernünftig ist heute ein antipsychologischer Affekt, welcher den Blick vieler Genossen gerade auf die Veränderung der Psychoanalyse versperrt.

Anmerkungen

- 1) Vgl. die späte Arbeit von S. Freud. In: S.F.: Gesammelte Werke. Bd. XVI.
- 2) Für mich verkörpert, um ein bekanntes Beispiel herauszugreifen, Fidel Castro Ruiz diesen Typ. Er schaffte es, sich in erstaunlich kurzer Zeit von den Bedingungen des demokratischen auf jene des bewaffneten Kampfes umzustellen, und darauf auf die Probleme des sozialistischen Aufbaues in einem Frontstaat der Dritten Welt. Demgegenüber konnte sich sein Weggefährte Ernesto Che Guevara nie wirklich von der Guerilla lossagen.
- 3) Vgl.: Marxismus, Psychoanalyse. Sexpol. 2. Bd. Hrsg. von Hans-Peter Gente. Frankfurt 1970/1972; Wilhelm Reich: Was ist Klassenbewusstsein? Ein Beitrag zur Neuformierung der Arbeiterbewegung. Amsterdam 1968, ders.: Die Massenpsychologie des Faschismus. Köln 1971 (zuerst 1933/1934).
- 4) Der Analysand, der mehrere Jahre lang mehrere Stunden in der Woche auf der Couch des Analytikers verbringt, gerät im Verhältnis zu diesem in einen Zustand tiefer Regression, was notwendig ist, um die infantilen Konflikte wieder zu beleben, bewusst zu machen und

schliesslich zu überwinden. Die Regression verbindet sich aber in der Regel mit einer Idealisierung des Analytikers, dessen Persönlichkeit infolge der Abstinenz (Vermeidung ausseranalytischer Kontakte) undurchsichtig bleibt. Die Idealisierung des eigenen Analytikers überträgt sich wiederum auf die ganze Gruppe der Analytiker, die nun gewissermassen als Übermenschen erscheinen (ein ganz ähnliches Phänomen kann man im Spital beobachten, wo die auf Grund ihrer Krankheit regredierten und zusätzlich systematisch entmündigten Patienten die Ärzte — die „Halbgötter in Weiss“ — idealisieren und fürchten).

- 5) Von einer „Revolution von oben“, wie dies Thomas Kurz in seiner Geschichte des Psychoanalytischen Seminars Zürich darstellt, kann keine Rede sein. Th. Kurz: Die Geschichte des Psychoanalytischen Seminars Zürich. In: Journal-Sondernummer (Dez.) 1987, S. 10.
- 6) Die Lunin-Affäre und die Auseinandersetzung um die gescheiterte Tagung in Interlaken werden meiner Meinung nach in der oben erwähnten Arbeit von Thomas Kurz korrekt wiedergegeben. Das in deutscher Sprache bisher unveröffentlichte „Interlakener Lehrstück“ kann von Interessenten bei mir bezogen werden.
- 7) In der erwähnten Journal-Sondernummer ist die ganze Tagung „10 Jahre Dissidenz des PSZ dokumentiert. Fritz Meerwein sprach über „Gedanken zur Trennung“ und Mario Erdheim über „Was brachte die Dissidenz?“. Der Festvortrag von Thomas Kurz über die „Geschichte des Psychoanalytischen Seminars Zürich“ trieft nur so von Verbeugungen vor der guten alten „Gesellschaft“, und Prof. Meerwein, einst ihr Präsident, preist als Gastredner die Vorzüge der Unterwerfung. Mario Erdheim, der die Einsamkeit des Denkens beschwört, erlaubt sich einige positive Feststellungen. Am wichtigsten ist ihm, „dass es in Zürich überhaupt einen Ort gibt, der Anspruch erhebt, ein Diskussionsforum zu sein“.

Ein Diskussionsforum —, sollte das alles gewesen sein?

Entstanden ist eine Institution, die im Laufe der Jahre auf über 700 zahlende Teilnehmer angewachsen ist, an welcher die besten Köpfe ihres Fachgebietes gelehrt haben und noch engagiert sind, wo sich einige Dutzend junge Analytiker und Analytikerinnen eine qualifizierte Ausbildung geholt und Patienten gefunden haben; wo Soziologen, Publizisten, Philosophen, Pädagogen interdisziplinär wirken, wo eine ganze Anzahl Publikationen entstanden und mehrere internationale Kongresse abgehalten worden sind. — Manche in dieser in vielerlei Hinsicht erfolgreichen Institution scheinen insgeheim den Zeiten nachzutruern, als es noch eine festgefügte Ordnung gab und die Unterwerfung unter die Autorität der Väter den väterlichen Schutz nach sich zog, als der bestandene Initiationsritus die Gewissheit dafür war, ein für allemal Analytiker geworden zu sein.

- 8) Eines der jüngsten Mitglieder der Seminarleitung, der aus der BRD stammende Peter Schneider mahnte in seiner Begrüssungsansprache an die kommenden Aufgaben, erscheint doch das Modell der befreiten Psychoanalyse durch bevorstehende gesetzliche Regelungen von Staates wegen als gefährdet („Psychologengesetz“): „Wenn wir nämlich unseren Verzicht auf Lehranalyse und Lehranalytiker und unser Insistieren auf der Laienanalyse, sowie unser Absehen von Kontrollen und Diplomierungen nicht als eine notwendige und sinnvolle Position vertreten und verteidigen können, könnten diese Errungenschaften, auf die das Seminar nichts weniger als stolz sein kann, irgendwann einmal auch im Bewusstsein der Teilnehmer, als beschämende Defizite erscheinen (...) Sollten wir den sich solcherart repräsentierenden organisatorischen und strukturellen Status Quo des Seminars nicht *begrüssen*, statt ihn unter, wie ich finde: unsinnigen Titeln wie ‚Undurchsichtige informelle Machtstrukturen‘ zu denunzieren und gegen dieses aufgeblasene Phantom dann anzukämpfen wie Don Quichote gegen die Windmühlen?“

Die Teilnehmer der auf die Festvorträge nachfolgenden Podiumsdiskussion unter der Leitung von Silvia Ramer (Emil Grütter von der ehemaligen SGP-Linken; Irene Brogle, Judith Valk und ich für die frühere Plattform; Peter Passett als Vertreter der nicht-marxistischen Gründergeneration; Elda Strock für die „Jungen“) liessen ihrerseits trotz Differenzen in Sachfragen keinen Zweifel an ihrer klaren Identifikation mit der desinstitutionalisierten Psychoanalyse.

- 9) Vgl. einige Beiträge in Widerspruch 1985, H. 9: Psychokultur zwischen Angst, Macht und Utopie. 2. Aufl. Darin auch: E. Modena: Psychoökologie, (Ungekürzt in: Das schmutzige Paradies. Hrsg. von A. Fritz. Wien 1986)